



Die Internationale Bachakademie lebt vom immateriellen Besitz (der Musik, die sie aufführt) ebenso wie von Materiellem – zu erleben mit der rekonstruierten Truhengorgel.

Foto: Holger Schneider

Vom inneren und äußeren Reichtum

Musikfest Stuttgart (I) Die Bachakademie lässt über das Festivalmotto nachdenken, musizieren und diskutieren

„Reich ist man nicht durch das, was man besitzt, sondern noch mehr durch das, was man mit Würde zu entbehren weiß.“ Mit diesem Zitat von Epikur setzte Wieland Backes den Schlusspunkt unter eine mitunter überraschende Gesprächsrunde.

VON MARKUS DIPPOLD

Das Festivalmotto „Reichtum“ wollen die Verantwortlichen bei der Bachakademie im Musikfest nicht nur durch die Bandbreite des Repertoires und der Interpretationshaltungen beleben, sondern dieser mehrschichtige Begriff soll auch reflektiert werden. Interessant war dabei die Gegenüberstellung einer subjektiven Haltung, die der Kärcher-Geschäftsführer Johannes Kärcher in der Stiftskirche vertrat, mit der abendlichen Diskussionsrunde in der L-Bank.

Kärcher machte kein Hehl daraus, dass er qua Herkunft und Tätigkeit zu den Reichen in dieser Republik zählt. Für ihn ist dieser materielle Wohlstand aber „eine tief empfundene Dankesschuld gegenüber Gott“, aus der – so Kärcher – eine Nächstenliebe erwachse, die sich konkret in Mäzenatentum oder Sponsoring erfülle. Man muss den protestantischen, in Teilen auch pietistischen Standpunkt Johannes Kärchers nicht teilen, dennoch überzeugt seine Haltung, da sie sich an diesem Nachmittag als reflektiertes Bewusstsein und als konsequentes Handeln präsentiert. Kärcher geht in seinem halbstündigen, von viel Wissen und Klugheit geprägten Vortrag der Etymologie des Begriffs Reichtum auf den Grund, deutet ihn als Nähe zum göttlichen Wesen, entwickelt dann eine historische Schau von der Antike über den weisen Fürsten des Absolutismus bis zu modernen Industriellen.

Das Recht auf Privateigentum verteidigt Kärcher zwar, formuliert aber dennoch den

Auftrag, materiellen Reichtum wieder der Allgemeinheit zukommen zu lassen, gleichsam in den immateriellen Reichtum von Kunst, Kultur und Bildung zu investieren. Und natürlich dürfe ein Mäzen dann auch nach seinen privaten Vorlieben fördern, dürfe „dorthin Wert geben, wo bereits Wert ist“.

Reich wurde der Vortrag Johannes Kärchers auch dadurch, dass er intellektuell tiefgründig die – nicht zu hörenden, aber mitzudenkenden – Texte der Bach'schen Orgelchoräle in seine Gedanken einflocht. Kay Johannsen gestaltete diese mit fein differenziertem Klangbild.

Gibt es eine „soziale Verpflichtung des Vermögens“? Muss man seinen Besitz teilen?

Vom schlicht-dezenten „Christum wir sollen loben schon“ (BWV 611) steigerte der Stiftskantor die Vielfalt des Orgelklangs immer mehr bis zum jubelnden „In dir ist Freude“ (BWV 615), und am Ende der Fuge D-Dur (BWV 532) meinte man im finalen Glockenspiel-Arpeggio gar das Klingeln von Münzen zu vernehmen. Eine geglückte Premiere also für das neue Format „Nachgedacht“ beim Musikfest, da hier Gedanken und Musik Hand in Hand gingen.

Mehr von dieser Klarheit und Klugheit hätte man über weite Strecken auch der Diskussionsrunde am folgenden Abend gewünscht. Die SWR-Talk-Legende Wieland Backes stellte die richtigen Fragen und konfrontierte seine Gesprächspartner mit – für sie – unangenehmen Wahrheiten, etwa wenn er in die Runde warf, dass 52 Prozent des Nettovermögens in Deutschland sich auf gerade einmal zehn Prozent der Bevölkerung verteilen.

Rosely Schweizer, Nachfahrin des Backpulver-Giganten Oetker, deren Privatvermögen im Milliarden-Bereich geschätzt wird, zog sich leidlich aus der Affäre, wenn

sie von der Verantwortung sprach, in das eigene Unternehmen, aber auch in soziale und künstlerische Projekte zu investieren. Gleichzeitig versuchte sie eine Lanze zu brechen: In Deutschland, sagte sie, sei es geradezu verpönt, über Reichtum und mäzenatische Förderung zu reden; keiner wolle als Angeber gebrandmarkt werden. Doch ihrer Meinung nach müsse diese Unterstützung des kulturellen Reichtums einfach „nur richtig kommuniziert“ werden.

Die Förderung von Kunst und Kultur ist eigentlich eine Aufgabe des Gemeinwesens. Doch Bund, Länder, Kommunen setzen dort gerne den Rotstift an, wie landauf, landab in weniger schöner Regelmäßigkeit die parlamentarischen Haushaltsdebatten zeigen. Und das, obwohl die Kultur durchschnittlich nur etwa zwei Prozent des Gesamtvolumens ausmacht. Kein Wunder also, dass Firmen, Stiftungen und Privatpersonen umworben werden – auch Veranstaltungen wie das Musikfest Stuttgart wären ohne derlei Zuwendungen nicht möglich. Der ehemalige Benediktinermönch Anselm Bilgri, der einen Großteil seines Lebens ohne persönlichen Besitz im Kloster verbracht hat, sieht diese Förderung gar als Pflicht: „Es gibt eine soziale Verantwortung des Vermögens, eine ethische Verpflichtung, etwas in die Gesellschaft zurückzugeben.“

In diesem Appell, Kunst, Kultur und Bildung zu unterstützen, war er sich einig mit dem Vorsitzenden der Linkspartei, Bernd Riexinger, der für seine Forderungen nach gerechterer Verteilung des Besitzes und besserer Entlohnung für „Leistungsträger im Sozial- und Bildungswesen“ mehrfach Beifall erhielt.

Gerne hätte man an diesem Abend die Meinung eines Künstlers gehört, der am Existenzminimum entlangschrammt. Die Daten der Künstlersozialkasse, die Tarifverträge für Bühnenkünstler, die prekäre Situation in der freien Szene sprechen Bände, kamen hier aber nicht zur Sprache. Da wirkten die Einlassungen von Christiane Lange stel-

lenweise wie das sprichwörtliche Jammern auf hohem Niveau, wenn die Direktorin der Stuttgarter Staatsgalerie das eigene, sechsstellige Jahresgehalt als „Schmerzensgeld angesichts dessen, was man leistet“, bezeichnet. Immerhin konstatierte sie, dass es „der Reichen bedarf, die so etwas völlig Unnützes wie Kunst und Kultur beauftragen“.

Wenig erhellend waren die Beiträge von Renata Jungo Brüngger, die im Daimler-Vorstand für Recht und Integrität zuständig ist, über Worthülsen der Marke „Kulturförderung ist für Daimler wichtig, um Innovation zu fördern“, an diesem Abend aber nicht hinaus kam.

Interessanter war das Problem, das Bernd Riexinger aufwarf, wenn er von der „angepassten Form der Kunst durch die Förderung“ sprach. Wes Brot ich ess, des Lied ich sing? Diese Gedanken hätte man gerne vertieft, auch weil die gastgebende Bachakademie mit ihrer Reihe „Unternehmen Musik“ auf eben diesem nicht unheilken Terrain wandelt. Vielleicht muss man das Ganze aber auch so gelassen sehen wie Wieland Backes mit dem Zitat des griechischen Philosophen Epikur. Oder wie Anselm Bilgri, als er vom Reichtum durch die Herrschaft über die eigene Zeit sprach: „Kreativität entsteht durch inneren Reichtum und führt zu Bildung, Erfüllung, Zufriedenheit.“

Info

„Unternehmen Musik“

- Die Reihe „Unternehmen Musik“ wird an diesem Donnerstag um 19 Uhr im Mercedes-Museum mit einem Konzert des Gershwin Piano Quartets fortgeführt.
- Am Freitag endet der Zyklus um 19 Uhr im Alfred-Kärcher-Auditorium in Winnenden. Das Keller-Quartett spielt Werke von Bach und Kurtág. (StN)

Wie klingt Bach in Stuttgart?

Musikfest (II) Die reformierte Gaechinger Cantorey hat erstmals mit der neuen Truhengorgel musiziert

VON SUSANNE BENDA

Dunkel ist er, ziemlich dunkel. An den Rändern abgetönt, fast pastellen, vor allem aber wirkt dieser Klang: tiefergelegt. Wo andere historisch informiert musizierende Truppen in der Höhe zuweilen etwas Spirriges haben, wirkt das neue Stuttgarter Originalklang-Ensemble auf weiche Weise geerdet. Konzentriert, nein: zentriert – obwohl der Nachbau einer erst jüngst in Sachsen entdeckten Silbermann-Truhengorgel, den das Ehepaar Wirtz aus Stolberg der Internationalen Bachakademie finanzierte und der jetzt im Zentrum des instrumentalen Geschehens steht, niemals aufdringlich klingt oder bestimmend. Im Gegenteil: Manchmal nimmt man das auf bescheidene Weise schöne Instrument sogar eher mit den Augen wahr denn mit den Ohren.

Das mag an der Registrierung liegen. Es mag auch jenem Quäntchen Schüchternheit geschuldet sein, mit dem neue Pfade oft beschränkt werden. Die dynamische Zurückhaltung mag aber auch einfach das erste Ergebnis auf einem künstlerischen Weg sein, der notwendig ein Tasten, ein Suchen ist. Schließlich weiß keiner ganz genau, wie Musik im Zeitalter des Barock geklungen hat, und es geht nicht um die

Reproduktion eines nur ungefähr Bekannten, sondern um ein Ausprobieren all dessen, was zu bestimmten Noten in bestimmten Räumen passen könnte.

Fest steht immerhin: Etwa so, wie es am Dienstag in der Stiftskirche erstmals bei drei Bach-Kantaten zu hören war, soll die Gaechinger Cantorey der Zukunft klingen – und wenn sie etwa so klänge, dann könnte dieser Klang durchaus so besonders sein, nein, besser werden, dass man ihn von anderen unterscheiden kann. Dass er also ebendas wird, was der künstlerische Leiter des Hauses, Hans-



Formt alte Klänge für heute: Hans-Christoph Rademann
Foto: Schneider

Christoph Rademann, anstrebt: ein Markenzeichen, ein Alleinstellungsmerkmal.

Wäre dieses Ziel erreicht, dann könnte man alle Schüchternheit ablegen, also mehr Farben und Dynamik in der Orgel wagen und selbstbewusst auch jene Bach-Sätze mit der Orgel begleiten, bei denen man sich jetzt noch für das Cembalo entschied. Vor allem dieses Back-up wäre nicht nötig gewesen. Auch nicht um der Solisten Dorothee Miels, Terry Wey, Sebastian Kohlhepp und Andreas Wolf willen, die allesamt nicht nur glänzend und enorm ausdrucksstark sangen, sondern sich auch fein und manchmal fast instrumental ins orchestrale Klangbild einfügten.

Erstmals beim diesjährigen Musikfest Stuttgart bezog sich das Konzertprogramm sehr direkt und ganz jenseits des bemüht Assoziativen auf das Motto des Festivals, „Reichtum“: In den Kantaten „Tue Rechnung! Donnerwort“ (BWV 168), „Was frag ich nach der Welt“ (BWV 94) und „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut“ (BWV 113) wird allem irdischen Tand eine Absage erteilt; stattdessen ergehen, oft in wunderbar prallsatter barocker Diktion, Aufforderungen wie jene, „den Mammon klüglig anzuwenden und den Armen wohlzutun“ (was sich reimt auf: „in Himmelsstätten sicher zu ruhn“). Und wenn eine Tenor-Arie mit den Worten „Kapital und Interessen“ beginnt oder wenn der

Kantatentext („Es ist bezahlt, du bist quittiert!“) so etwas wie einen Schuldenschnitt fordert, dann beamt uns das nicht nur ins reiche Stuttgart, sondern mitten hinein in grundlegende Diskussionen der Weltwirtschaft. So viel zur Alten Musik.

Die hohen Streicher des Orchesters sind, angeführt von Nadja Zwiener, grandios, sie bieten die Blaupause für eine lebendig gestaltete Musiksprache. Dynamisch indes dürften die Violinen ruhig ein wenig präsenter sein. Wundervolle Oboistinnen (Xenia Löffler, Julia Ströbel-Bänsch), ein hochvirtuoser Traversflötist (Georges Barthel in „Betörte Welt!“), eine präzise und sehr gestisch agierende Continuo-Gruppe mit den Cellisten Joseph Crouch und Antje Geusen, mit Benjamin Wand (Violone) und Michaela Hasselt an der Orgel: Sie alle sind exzellente Instrumentalisten. Sie sind das, was die Gaechinger Cantorey jetzt sein will – oder was sie zumindest in ihrem ersten Konzert mit der und rund um die neue alte Orgel gewesen ist. Hans-Christoph Rademann sollte dafür sorgen, dass seine Truppe halbwegs konstant bleibt, damit eine gemeinsame Sprache und eingeübte Kommunikationsmuster wachsen können. Und das neue Instrument dürfte ruhig noch ein wenig präsenter sein – visuell und akustisch. Das Experiment geht weiter. Die künstlerischen Perspektiven sind vielversprechend.